



Vol. 4408.

Offenes Sendschreiben

an

unsere Nachbarn, jenseits des
neuen Steindammes

über deren

völkerrechtswidrige Gewaltthat gegen
Nassau

von einem

Biebericher.

(Als Manuscript gedruckt.)



Dieberich, am 7. März 1841.

Ich entsinne mich nicht genau, ob es der weise So-
crates oder der göttliche Plato war, der irgendwo den
schönen Gedanken ausgesprochen hat, daß, wenn eine
Seele etwas Hässliches oder Böses gethan habe, sie nach
einer angemessenen Bestrafung wahrhaft Sehnsucht
empfinden müsse, weil sie nur durch die Strafe von
ihren Flecken gereinigt und mit dem Guten, welches das
Element ihres Lebens sei, wieder ausgeföhnt werden könne.
Nun habt Ihr, liebe Nachbarn, in der Nacht vom letzten
Februar auf den ersten März dieses Jahres etwas gethan,
worüber alle Rechtlichdenkenden im weiten deutschen Va-
terlande tief betrübt sein müssen — eine Handlung, die
unter uns gesagt, nichts weniger als schön ist, und von
der wir mit Euch wünschen möchten, daß, wie sie denn
selber geglaubt hat, nur unter dem Deckmantel der Lüge
und dem Schleier der Nacht, die, wie das Sprüchwort
sagt, keines Menschen Freund ist, ins Dasein eingeführt
werden zu können, sie so auch in ewiger Nacht hätte be-
graben bleiben mögen. Ich glaube mich daher auch nicht
zu irren, wenn ich schon jetzt, nachdem Ihr ruhiger über
das Werk der Finsterniß nachdenken könnt, bei vielen von
Euch einen leisen Anfang jener Sehnsucht und jenes
Durstes nach Bestrafung und Sühne voraussetze,
und will daher einstweilen, bis daß die Hohe Bundesver-
sammlung Euch in dem eigenen Interesse Eurer edleren
Natur diese Wohlthat erzeigt haben wird, (denn sicher
darf der schänd' Mißhandelte von dort auf den kräftigsten
Rechtsschutz und auf Wiederherstellung des Rechtes ver-
trauensvoll hoffen!) Euch freundnachbarlich und bundes-
brüderlich zum Vorgeschnack verdienter Züchtigung einen
Spiegel vorhalten, in dem Ihr das hässliche Angeficht
Eurer Gewaltthat betrachten und, über ihre abstoßenden
Tügel beschämt, in Euch gehen möget. Auf sonderlichen
Dank von Eurer Seite rechne ich dabei gerade nicht; ich
halte es indessen für meine Pflicht, nach Kräften an jener

*

Eingang erwähnten sokratisch-platonischen Sehnsucht in Euren Seelen mitarbeiten zu helfen.

Damit wir nun aber, liebe Nachbarn, alles eitle, nicht zur Sache gehörige Gerede möglichst vermeiden, wollen wir vorab das Thatsächliche feststellen, die Motive, aus denen es abzuleiten, näher beleuchten und über Befugniß oder Nichtbefugniß zu solchem Verfahren einige Betrachtungen folgen lassen.

Ihr werdet aber nicht leugnen, theure Jenseitige, daß Ihr nach reiflicher Ueberlegung und langer Vorbereitung — uns, Euren Nachbarn, die wir um unser tägliches Brod so gut beten, wie Ihr, und allezeit bestrebt sind, unseres Leibes Nahrung ehrlich im Schwelge unseres Angefichts zu verdienen, daß Ihr, sage ich, uns, Euren Nachbarn, die allgemeine Wohlthat eines, allen seinen Anwohnern hundertfachen Segen spendenden Stromes mißgönnernd, einen Damm mitten durch den Rhein gezogen habt, um, wie Eure einfach und doppelt besternten Correspondenten in der Allg. Ztg. nicht ohne Naivität erzählen, unseren Hafen trocken zu legen und Euch mit Einem Schlage von einem Rivalen zu befreien, der dem Handelsstand von Mainz durch Concurrenz eines Tages hätte gefährlich werden können. Zu dem Ende habt Ihr die Nacht, die Befreundete aller Hinterlistigen, zu Hilfe genommen und habt Euch nicht geschent, um das Werk der Gewaltthätigkeit möglich zu machen, das Hohe Gouvernement einer deutschen Bundesfestung zu belügen, und unter der trüglichen, einer Blasphemie gleich zu achtenden Vorspiegelung, daß eine ganze mit Steinen beladene Flotte, durch die Ihr doch uns unsern Ruin bereiten wolltet, (hör' es, Deutschland, und erröthe!) Bausteine für ein Gotteshaus, für den Dom zu Köln, an Bord habe und um Durchlaß durch die Brücke bitte, Raum gewonnen, uns zu schaden. Und wie um bei dieser Gelegenheit, um welche Euch Eure Enkel wahrlich nicht beneiden werden, alles zu erschöpfen, was jenen Tag zum schwärzesten in den Annalen der stolzen von Rom gegründeten Mainz herabwürdigen könnte, haben die rohen Handlanger der Ungerechtigkeit auch noch an dem heiligen Nationalgefühl des deutschen Volkes sich versündigt, indem sie die Strophen eines Liedes, das, obwohl

nur aus des bescheidensten Mannes Brust hervorgeströmt, der begeisterte Ausdruck des Gefühls für alle die Willkuren geworden ist, die an dem nächsten Schicksalstage Deutschlands, mit ihm unter dem Banner der gerechtesten Vertheidigung der Integrität des Vaterlandes geschaart, dem Reichsfeind unerschrocken entgegenzutreten wollten, — indem sie die Strophen dieses Liedes, sage ich, zum Werke schmutziger Leidenschaft entweihend absangen.

Dies ungefähr, liebe Nachbarn, dürfte die Summe des Sündenregisters sein, weswegen wir Euch vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung vorfordern, und wodurch Ihr an uns, unseren heiligsten Rechten, wie an dem gesammten Deutschland gefrevelt habt.

Völlig unbegreiflich aber müßte Euer Verfahren gegen uns einen Jeden erscheinen, und wir würden uns in der größten Verlegenheit befinden, die Motive zu demselben anzugeben, wenn nicht einige Eurer guten Freunde selbst sie auf das unumwundenste ausgesprochen hätten. Denn welches Verbrechen, Ihr Guten, kann in Euren Augen uns zur Last fallen, als — unsere Existenz? Daß wir mit Euch an dem nämlichen Strome wohnen, der nicht einmal, wie Ihr doch wißt, aus dem Darmstädter Vog entspringt, und daß uns die Jahrtausende alte Wohlthat von der Hand der Natur zu Theil geworden ist, daß Schiffe an unserem Ufer zur Noth landen können — darin allein und in nichts weiter kann doch nur unser Unrecht bestehen. Doch nein! ich will nichts verschweigen; wir sind noch weiter schuldig, den Fremdling, den Reisenden, den Kranken, Leidenden, der an unserem Ufer landen will, um an den Heilquellen unseres Vaterlandes Genesung zu suchen, nicht mit Flintenschüssen von unserem Ufer zurückgetrieben und genöthigt zu haben, den Umweg über Mainz zu nehmen, um dort, liebe Nachbarn, von Euren Wirthen noch einen Theil ihrer metallischen Würde abgenommen zu erhalten! Denn, wie jener Holländer ganz besonders darin die weiseste Veranstaltung der Vorsehung zu erkennen glaubte, daß der Zug der wandernden Heringe in die Neze seiner Landeskute durch den göttlichen Instinkt genöthigt werde; so mochten wohl auch Euerer Wirthe ganz besonders darin den schönsten teleologischen Beweis für die beste Welt finden, daß Jahrhunderte lang die Tausende von Fremden, die jedes Jahr

rheinaufwärts und abwärts zogen, nothwendig in ihr Garn laufen mußten. Welch ein Frevel nun, Welch ein Eingriff in die göttliche Weltordnung der Mainzer Gasthalter und Schenktrithe, daß es Viebrich sich herausnahm, einen Landungsplatz für das Heer von Reisenden herzurichten, die auf dem kürzesten Wege von der großen Wasserstraße nach den Quellen des Taunus gelangen wollten! Und in der That, die mit jedem Jahre höher anschwellende Ziffer derjenigen, die diese Route dem Umweg über Mainz vorzogen, mußte immer böseres Blut bei einer zahlreichen Classe Euerer Mitbürger erzeugen, und die Befürchtung, daß wohl auch der Waarenzug sich nach Viebrich mit der Zeit hinwenden könnte (eine Befürchtung, die der Weltkundige übrigens höchst ungegründet findet) mußte auch unter der noch zahlreicheren Classe Euerer Krämer und Eures Handelsstandes Unruhe und Besorgnisse verbreiten. Ja, Du stolze Mainz, von Rom gegründet, Deine eigenen Correspondenten sagen es, und wir haben keinen Grund an ihrer Wahrhaftigkeit in dieser Hinsicht zu zweifeln, — Neid und Mißgunst über das kleine Viebrich kochte lange in Deinem Busen, und diese schmutzigsten aller menschlichen Leidenschaften trieben Dich zu Deinem feindseligen Schritte. Das stolze Mainz, von Rom gegründet, durch Verhältnisse, Natur und Geschichte reich begünstigt, wie wenige Städte des Vaterlandes, und im Besitze aller Hilfsmittel, die bei verständiger Benutzung dem Unternehmungsgesiste das weiteste Feld eröffnen, um den schwunghaftesten, blühendsten Handel zu begründen und zu erhalten — das stolze Mainz fürchtete als Rivalen einen Platz, der, halb Dorf, halb Flecken, mit Mühe nur seinen seichten Hafen so weit von Verlandung frei erhielt, daß Schiffe an ihm landen konnten. Es fürchtete eine mögliche Concurrenz!! Aber hier hätte die Tochter Roms, die sich stolzer noch die Mutter Gutenbergs nennt und mit Recht nennen darf, ein edles Beispiel geben können, wie der Wettkampf der Concurrenz in einem Zeitalter weit vorgeschrittener Civilisation von einer Stadt, die ihre Stellung begreift und ihrer Würde sich bewußt ist, aufgenommen und durchgeführt werden müsse.

Denn daß der rohe Pöbel, der zu allen Zeiten gewaltthätig war, da, wo er durch entstehende Concurrenz sich für gefährdet hält, zu den brutalsten Mitteln greift

um sich eines Rivalen zu entledigen, das, liebe Nachbarn, ist Euch sowohl bekannt, als uns. Aber wir waren auch weit davon entfernt, die Mutter Gutenbergs, die in der Geschichte der Civilisation ein so glänzendes Blatt füllt, unter den Pöbel zu rechnen! Und wenn denn, liebe Nachbarn, Euer Handelsstand nicht von selbst auf den einzig seiner würdigen Weg, den er hier einzuschlagen hatte, gelangen konnte, waren denn, ich bitte Euch, nicht die Casseler Hauderer nahe genug, um seine Lehrer in der Moral zu werden? Ach! so wahr ist's, daß das Gute uns oft so nahe liegt, und daß wir es nicht zu ergreifen verstehen! Lieber Handelsstand, nur ein paar Schritte hättest du zu thun (von Darmstadt ist's freilich schon etwas weiter nach Castell) um die Linie Dir vorzeichnen zu lassen, die Du Deinem Verfahren, wenn es auf die Billigung der Guten Anspruch sollte machen können, vorzuschreiben hättest. Denn als vor einigen Jahren durch die immer näher rückende Vollendung der Eisenbahn jeder Casseler Hauderer, wie Hamlet, über — Sein oder Nichtsein, — täglich die ergreifendsten Monologe halten konnte, und die gefürchtete Stunde immer näher kam, wo der Dampf mit seinen lebensmüden, längst schon nach der ewigen Ruhe sich sehnennden Rosinanten in eine furchtbare und in ihrem Ausgang auch dem blüdesten Auge nicht zweifelhafte Concurrenz treten mußte; da fragte sich wohl Mancher besorgt: was werden die Casseler Hauderer thun, wenn sie die Eisenbahn nun zu Grunde richten wird? — wird sie der Ruin ihres Nahrungszweiges nicht zu Ercessen treiben? und werden sie es nicht der Eisenbahn entgönnen lassen? Eitle Furcht, unnütze Besorgniß! — Die Casseler Hauderer betrogen sich als verständige Ehrenmänner, und solange ein Casseler Hauderer noch lebt, werden Diejenigen von Euch, liebe Nachbarn, die an unserm bösen Handel schuld sind, wohlthun, beschämt die Augen niederzuschlagen, wenn ihnen einer ihrer Lehrer in der Moral auf ihrem Wege begegnen sollte.

Wie gesagt, liebe Nachbarn, hätten Eure Freunde nicht in öffentlichen Blättern mit einer bewundernswürdigen Efferterie unumwunden erklärt, daß nichts als Eigennutz — der, wie Ihr doch wißt, kaum mit einem andern Weltwort, als schmutzig kopulirt ist, in dieser Sache Eure einzige Triebfeder sei, so würde der Versuch, Eure

Handlungsweise zu beschönigen, den man hier und da und sogar in der zweiten Kammer Eurer Landstände gemacht hat, jedenfalls mehr Aufmerksamkeit verdienen, als wir ihm jetzt zu widmen nöthig haben. Es ist nämlich gesagt worden, daß durch eine, auf unserem Gebiete angelegte Fangbühne, Biebrich gegenüber, Euer Hafen in Mainz — der doch eine Stunde oberhalb Biebrich liegt, der Gefahr der Versandung ausgesetzt worden sei, und daß Ihr, um Euren Ruin durch Versandung zuvorkommen, hätten Repressalien gebrauchen müssen. Aber, liebe Nachbarn, Ihr werdet doch aus Euren Schuljahren her noch die Fabel vom Wolfe und dem Lamme, die an einem Wasser zusammen kamen, der eine oberhalb, das andere unterhalb, im Gedächtnisse haben? Unter uns, der gute Fabeldichter scheint sie ganz expresse für Euch gedichtet zu haben; nichts kann treffender, bis auf die kleinsten Umstände passender sein, als sie. — Das unschuldige Lamm Biebrich, an dem schönen Ströme gelagert, der Gaben die Hülle und Fülle über hundert Völker ausgießt, möchte auch einen bescheidenen Trunk aus dem reichen Meere des Segens thun, das zu seinen Füßen vorüberwallt. — „Die stolze Mainz, von Rom gegründet, (und Roms Gründer ward, wie Ihr wißt, von einer Wölfin gefäugt) sieht das arme Lamm tief unten trinken und fühlt dabei etwas, wahrscheinlich von Mutter oder Großvater her ihm noch eigenes Lupinisches. Und was trübst du mir das Wasser? donnert sie dem armen Wesen zu, oder vielmehr donnert ihm gar nichts zu — sondern schleicht sich bei Nacht heran, um das arme Lamm zu würgen! Sage selbst, liebes Mainz, ist nicht de te fabula? Fließt doch der Rhein von Mainz nach Biebrich und nicht umgekehrt, und hat er doch, sobald nur ein Arm seines, schon weit über uns gespaltenen Stromes über unsere Landesgrenze getreten ist, jede Wirkung, die er nach ewigen Naturgesetzen im Vorüberfließen an Mainz auszuüben von der Hand des Allmächtigen genöthigt ist, schon längst ausgeübt, hat die Summe aller seiner Wirkungen auf es schon längst erschöpft! In der That, liebe Nachbarn, ist die Behauptung, daß wir Biebricher an der Versandung Eures Hafens Schuld seien, allzu absurd, als daß ein Verständiger darüber ein Wort noch verlieren sollte; auch sind die darüber in der zweiten

Kammer Eurer Landstände gehaltenen Tiraden schon in Schoofse jener Versammlung gleich wiederlegt worden. Laßt uns darum als eine ausgemachte Sache annehmen, daß der Hauptbeweggrund zu Eurer Gewaltthat gegen uns in niedrigem und schmutzigem Eigennutz, in Neid und Mißgunst gesucht werden müsse; und, wenn dem Menschen die Wahl gelassen ist, ob er lieber dumm oder schlecht erscheinen möge, so glaubt La Rochefoucauld, er werde sich immer für das Letzte entscheiden. Ich habe darüber keine Meinung!

Was unser großer Nationaldichter, ich meine nicht den Becker, dessen Rheinhymne bei dieser Gelegenheit profanirt worden sein soll, sondern Schiller sagt:

Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären

das hat sich, liebe Jenseitige, in diesem garstigen Handel wieder recht augenscheinlich bewährt. Ein aus niedrigen Motiven entsprungenes Project soll, nachdem es lange in der Stille vorbereitet worden war, nun endlich ins Dasein heraustreten. Das Kind wird ein häßliches Muttermal mit zur Welt bringen; das wäre schon genug — aber nein, das Kind kann gar nicht einmal glücklich zur Welt kommen, eine Lüge muß es zur Welt bringen und zu Gevatter stehen! Wäre eingestanden worden, daß man innerhalb des Rayons einer deutschen Bundesfestung ein Werk aufzuführen gedächte, wodurch dem Nachbar das Wasser abgedämmt werden sollte — so würde von dem hohen Gouvernement der Festung ohne Zweifel, wenn auch aus ganz anderen, nemlich aus rein militärischen Gründen, Einsprache geschehen sein. Die Sache würde ruckbar geworden sein — es hätte Aufenthalt gegeben — und man hätte am Ende wohl ganz Verzicht darauf leisten müssen. So muß dann das hohe Gouvernement belogen, gräßlich belogen werden. Liebe Nachbarn, das war arg gefehlt! Und ich gestehe Euch offen, ich möchte die Verantwortlichkeit, die der Urheber jener Lüge auf sein Haupt geladen hat, nicht um Alles übernehmen. Wie, oder man dürfte ungestrast ein arges Spiel mit dem Gouverneur einer Festung treiben, die ein Bollwerk für Deutschlands Sicherheit und Schutz ist, dürfte dessen Autorität so gering anschlagen, daß man gegen ihn nicht einmal die Rücksichten

des Anstandes, die schon im Privatleben gelten, zu nehmen nöthig hätte? Beim Himmel, wenn an der Sache weiter nichts faul wäre, als dies; schon dieses müßte ihr den Stab brechen. — Ach! und schon aus dem rein-menschlichen Gesichtspunkt, liebe Nachbarn, wie häßlich ist die Lüge; — und nennt nicht die Schrift den Teufel einen Erzlügner und einen Vater der Lüge? Ach, prägt doch ja Euren Kindern einen recht tiefen Abscheu vor diesem häßlichsten der Laster ein, denn

Weh, o weh der Lüge! sie befreiet nicht,
Wie jedes andre wahrgesprochene Wort,
Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstigt
Den, der sie heimlich schmiebet, und sie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gott
Gewendet und versagend sich zurück
Und trifft den Schützen!

Es ist in der That, theure Nachbarn und liebe Bundesbrüder, für mich eine traurige Aufgabe, Schritt vor Schritt in dem bösen Handel, in den Ihr Euch verstrickt habt, Euch zu folgen und immer neue Seiten desselben herauskehren zu müssen, von denen, wo möglich eine immer schwarzer ist, als die andere. So muß ich denn leider! an die zwar walte, aber ach! so schlecht beherzigte Wahrheit erinnern, daß, wer dem Bösen nur ein Haar gibt, nicht sicher sein könne, daß er nicht ganz des Teufels werde. Oder — urtheilt selbst — wenn denn gelogen werden mußte, konnte es nicht der erste, beste — konnte es nicht ein gemeiner, profaner Lug sein, durch den Ihr Eure Steine durch die Brücke und in unseren Rhein brachtet? Aber nein! — wenn der diabolische Ursprung der Lüge sich je so recht *con amore*, und ich gebe gern zu, ganz gegen den Willen und die Absicht des Urheberers der Lüge, in einer ausprägte; so war es hier der Fall. Ihr gesteht zu, ein gemeiner, ein profaner Lug wäre schon mehr als genügend für uns, aber für den Vater der Lüge, welches der Teufel ist, war es keineswegs genug. Derselbige weiß es denn sogleich auch so zu wenden, daß die Steine, die uns arme Diebrücher doch uns tägliche Brod bringen sollen, als Bausteine für ein National-Werk, worauf Deutschland stolz ist, für den Dombau in Eöln, ausgegeben werden! Wenn das, theure Nachbarn, einer Blasphemie nicht so ähnlich steht, wie ein Ei dem andern, dann verstehe ich mich schlecht auf die Physio-

nomie dessen, was in den Thaten unseres Geschlechtes menschlichen Ursprungs und was diabolisch ist. Denn aus der alten Sage vom Eölnner Dombau ist Euch ohne Zweifel so gut als mir bekannt, daß der Böse dabei mit im Spiel war, aber wie billig, geprellt ward. Das wurmt ihm denn noch immer, und da hat er denn, um Euren Landsleuten, denen das N so schwer fällt und die in diesen Tagen nicht ohne Selbstgefühl im Frankfurter Journal erzählt haben, wie sie es eigentlich seien, denen die Welt den Eölnner Dom zu verdanken hätte, das heißt den Plan zum Eölnner Dom, den sie auf dem Speicher des Herrn Frische zur Traube mit großer Sorgfalt unter alten Balken und Brettern und mannigfachem Gerümpel und Moder gut aufgehoben hätten, alsobald den süßen Freudenwein zu versäuern, Euch den boshaften Streich gespielt, daß Eure Landsleute nicht bloß den Plan zu dem wunderbaren Bau, sondern auch circa 120 Schiffslasten vortrefflicher rother Bausteine zu seiner Vollendung eingesandt hätten. O alter Schalk! den Ihr bei Euren Mummenschanze so ganz zahm, mit gestugten Hörnchen und einem Parte à la jeune France, abgerichtet wie einen Pudel mit Euch führt und ihn allerlei Cabriolen zur Kurzwel schneiden laßt: wie hast Du Deine Schalksnatur in dieser diabolischen Ironie von Neuem bewährt —!

Der letzte Punkt, worüber wir uns verständigen wollten, betrifft einen Umstand, der, nachdem wir in dem eben erörterten die Anwesenheit und Mitwirkung des leidhaftigen Gott-sei-bei-uns auf die überzeugendste Weise nachgewiesen haben, eigentlich Niemand mehr überraschen könnte, der indessen mich noch ungläubig findet und mich nur zu einer bescheidenen Frage an Euch veranlassen soll. Ich habe nämlich behaupten hören, in jener, von Euch und uns nicht genug zu beklagenden Nacht hätte die Schaar Eurer gedungenen Handlanger höhrend zu ihrem Werke jenes Lied angestimmt, das durch den Anklang, den es im deutschen Vaterlande gefunden, und durch die Art und Weise, wie sich das heilige Nationalgefühl mit ihm identificirt hat, über die Fluth gewöhnlicher Gesänge emporgehoben, billig der Sphäre gemeiner Rohheit entrückt und geheiligt bleiben sollte. — Nicht wahr, liebe Nachbarn, es ist nur eine böse Nachrede, daß außer der Blasphemie Eurer zu dem Eölnner Dombau bestimmten Steine auch

noch die Profanirung dieses Liebes Euerm Werke aufgebürdet wird? Ich will es gern glauben; denn das Angeführte ist, wie Ihr selbst nun gestehen müßt, schon hinreichend, um aus dem Steindamm, womit Ihr uns den freien, deutschen Rhein absperrtet, eine Schandensäule zu errichten, die dem vorüberstreichenden Fremdling hoffentlich nicht allzu lange zu allerhand für Euch nichts weniger als schmeichelhaften Betrachtungen Veranlassung geben möge. Wir wollen daher lieber auch annehmen, da nun doch einmal gesungen worden sein soll, daß irgend ein unsittlicher obscöner Gassenhauer, der sich in der That auch besser für das Werk paßte, als das unschuldige Rheinlied, bei der Grundlegung des Damms gesungen worden sei. Denn denkt nur, welche Folgen die Constatirung der gegentheiligen Behauptung nach sich ziehen würde, nach sich ziehen müßte! Der arme Becker — dies wäre das erste — legte sich hin, wenn er die Entweihung der Blume seines Lebens für gewiß hören müßte — und fürchte, und Ihr hättet dann nicht bloß alle Steine — (und ihrer sind viele und ihre Last ist groß) — die Ihr in unsern Rhein geworfen habt, auf Eurem Gewissen, sondern noch einen todten Mann — einen Dichter; und hättet ferner zu verantworten, daß der Arme den silbernen Becher, den ihm König Ludwig mit dem Bilde des freien Rheines und eines Domes, ich glaube des Kölner, geschmückt, in diesen Tagen bestimmt hat, dann nicht mehr an seine Lippen gesetzt hätte, daß er in die Grube mit gebrochenem Herzen hinuntergefahren wäre, ehe er noch der letzten Rute seines Berliner Ehrensoldes recht froh geworden wäre. Und dann

Grauer Gedanke, laß ab, mir in die Seele zu donnern!

Und dann, wenn nun das Erschreckliche gesehen wäre, wenn Deutschland den Schänder seines profanirten Rheinliedes — das es ferner nicht mehr singen könnte — dazu angehalten hätte, ihm ein neues zu schaffen, das, gleich einfach, gleich anspruchslos, wie die deutsche Natur, nicht von dithyrambischer, wilder Gluth durchwirbelt, sondern von sanfter, aber um so nachhaltigerer Wärme durchströmt, vom Belt bis zum Rheine in jeder Brust eine heilige Satte anzuschlagen vermöge — liebe Nachbarn, in welche Verlegenheit würdet Ihr erst dann gerathen sein!! Offenbar hättet Ihr Euch da in der fatalsten position fausse befunden, wo weder älterer, noch

neuerer Sandstein Euch hätte von Nutzen sein können. — Und wie,

Simmer nächstlicher stets reißt der Gedanke mich fort!

wenn Ihr Euch gar in Eurer Noth an den Berliner Correspondenten der Allg. Ztg. hättet wenden müssen, der höchst wahrscheinlich von ähnlichen Gefühlen gequält, wie Ihr beim Hinblicke auf Viebrichs aufblühenden Hafen empfandet, in die Welt hinaus schrieb: an dem Becker'schen Rheinlied sei eigentlich gar nichts — und wenn dieser bescheidene Mann aus dem Sande der Mark Euch im Stiche gelassen hätte!

Doch Gottlob! liebe Nachbarn, alle diese Schreckbilder sind eitel, und sie vermögen nur vorübergehend unsere aufgeregte Phantasie zu ängstigen —; sie verschwinden vor der tröstlichen Ueberzeugung, daß, wie viele Steine man auch auf Eure Rechnung setzen mag, dieser Stein wenigstens, den das beleidigte Deutschland gegen Euch aufgehoben hätte — Euch nicht treffen kann. —

Noch einen Augenblick, liebe Nachbarn, ehe wir von der Betrachtung des Thatächlichen zur Beleuchtung des Rechtsverhältnisses übergehen; noch einen Augenblick für eine kurze Bemerkung. Es muß über Euren bösen Handel wirklich auch noch bei andern Leuten, die nicht gerade wie wir, dabei theilhaftig sind, eine Ansicht vorherrschen, die keineswegs zu Euren Gunsten spricht. Die Zeitungsredactionen nemlich nah und fern wagen nur sehr einsilbig und nur verblümt über Eure Feindseligkeit gegen uns zu berichten, als ob sie sich in der That für Euch schämten und Eure Schande nicht an die große Glocke hängen möchten. Oder wie könnte man die auffallende Erscheinung anders genügend erklären? So war das Frankfurter Journal, dem doch minder importante Vorfälle aus der Nähe eine wahre Goldgrube sind, weil es dann doch auch etwas Originales mitzutheilen hat und das N. Z. unter dem Artikel weglassen kann — in den ersten Tagen nach dem ersten März ganz mäusehinstill und weiß doch sonst von Mainz so viel Triviales zu erzählen. Und welche ein Fund wäre unter anderen Umständen der erste März nicht erst für die Obaskalla gewesen? — Bedenkt nur! Welch eine Scenerie — Deutschlands klassischer Strom — und eine ganze Flotte, und die wie von selbst sich aufstehende Brücke — wie graphisch! Welch ein Stoff zu

der amüsantersten Novelle! Aber das Frankfurter Journal war stumm, wie das Grab, und ließ selbst die gemäßigtsten Artikel aus Nassau unbeachtet. — Ach! aus Scham; nur der Hinblick auf Gutenberg fesselte seine Zunge, und die zärtlichsten Rücksichten der Delikatesse lähmten seine Hand! Und, liebe Nachbarn, das ist ein böses Zeichen — das ist bedenklich — sehr bedenklich! —

Indem wir nun zu der Frage übergehen: aber welches göttliche oder menschliche Recht hattet Ihr zu dem, was Ihr uns gethan habt? könnt Ihr, liebe Nachbarn, wieder freieren Athem schöpfen — denn in dieser Frage steht Ihr nicht mehr allein — und der ungezwungene, aufrichtige Ton, der unter Nachbarn (die in so gutem Einverständnis leben!) sich wohl ziemte, kann nicht länger an seinem Plage sein. Denn, da Ihr ohne Erlaubniß Eurer hohen Regierung offenbar das, was geschehen ist, nicht thun konntet; so hat derjenige, welcher sich über Rechtmäßigkeit und Unrechtmäßigkeit des in Frage stehenden Handels auszusprechen versucht fühlen möchte höhere Rücksichten zu beobachten. Hier aber bekenne ich offen, daß es mir mit jenem preussischen Rittergutsbesitzer nicht einfallen kann, Handlungen irgend einer deutschen Regierung an den beschränkten Maasstab individueller Vernunft zu legen. Es kann mir daher auch nicht einfallen, die Stellung, welche die Großherzoglich-Hessische Regierung gegen die unsrige eingenommen hat, auch nur andeutend charakteristren zu wollen.

Dieses letztere sowohl, als auch die Durchführung und Behauptung unseres guten Rechts, in welchem wir auf das tiefste gekränkt worden zu sein behaupten, überlassen wir mit Zuversicht unserer Regierung, die im Bewußtsein ihrer Würde und Stellung nach jeder Seite hin Rede und Antwort zu stehen und heilige Rechte mit guten, blanken Waffen gegen männiglich zu vertheidigen wissen wird. — Einstweilen nur sind wir, liebe Nachbarn, gemeint, unmaßgebliche Ansichten der gewöhnlichen Moral und des gemeinen Rechtes in aller Bescheidenheit über den in Frage stehenden Punkt zu äußern. Es scheint uns aber, von unserem Standpunkt aus, das Verfahren der Großherzoglich-Hessischen Regierung vorab gegen das deutsche Bundesrecht zu verstossen. Wenn die Großherzoglich-Hessische Regierung glaubte, über eine Handlung Nassau

saus Klage führen zu können, so stand es Ihr wohl zu und war ihrer allein würdig, mit unserer Regierung darüber zu communiciren, und, wosern diese ihren gerechten Ansprüchen sich nicht hätte fügen wollen, auf diejenige Behörde zu recurriren, welche in ähnlichen Fällen bundesverfassungsmäßig über die, zwischen deutschen Regierungen entstandenen Differenzen zu entscheiden hat. Nun hat aber die Großherzogliche Regierung mit keiner Silbe je an die diesseitige, über den in Frage stehenden Punkt eine Mittheilung, was sage ich, nicht einmal den Schatten einer Mittheilung gemacht. Zudem sie daher heimlich, im Dunkel der Nacht, eine feindselige, gewalthätige Handlung gegen einen Bundesstaat zum offenbarsten Nachtheile desselben vornehmen zu müssen glaubte; hat sie, wie uns scheint, gegen das Bundesrecht verstossen und den Anstand gegen unsere Staats-Regierung auf das tiefste verletzt.

Es will uns sodann

2) bedünken, daß schon nach dem allgemeinen Völkerrecht keiner Regierung zustehe, durch gewaltsames Einschreiten, wenn auch schon auf ihrem Gebiete, den Nachbar von der gesetzlichen Benutzung eines, durch die tausendjährige Ordnung der Natur ihm zustehenden Rechtes auszuschließen und das, was Gott und die Geschichte in vielhundertjährigem Verlauf ausgebildet haben, zum Nachtheile des Nachbarn willkürlich zu verändern. Durch die Anlage des in Frage stehenden Rheindamms aber verkümmert Hessen dem nassauischen Nachbar auf die empfindlichste Weise, an einer Segnung der Natur Theil zu nehmen, die, wie Licht und Luft Allen gemeinsam sein sollte; durch sie wird Bieberich, das bisher am Rhein lag, factisch vom Rhein ausgeschlossen und an einen seichten Matnarm zurückgeworfen, der durch Versandung sich bald zu einer Lagune umgestalten mußte.

Drittens scheint es uns dann, daß der von der Großherzoglich-Hessischen Regierung angenommene und beschworne Rheinschiffahrtsvertrag durch die quästionirte willkürliche Handlung in seinem innersten Wesen verletzt und gebrochen worden sei. Nach diesem Vertrag ist den bei ihm bethelligten Staaten die freie Schifffahrt auf dem Rhein garantirt. Nach diesem Vertrage ist Nassau die Anlegung eines Hafens in Bieberich zugestanden und mit hin diesem Hafen, wie allen Völkern am Rheinstrom, die

freie, unverkürzte Schifffahrt auf dem Rhein verbürgt. Die Großherzoglich-Bessische Regierung hat aber durch die Sperrung des Rheins nicht vor Dieberich, die ihm durch Tractate zugesicherten Rechte gewaltthätig vernichtet. —

Wenn gestützt auf diese Betrachtungen und getragen von dem Bewußtsein der ihnen zu Grund liegenden unwidersprechlichen Rechtsfälle, wir es nicht läugnen wollen, daß die so wenig dem Nachbar und Bundesbruder ansehende Feindseligkeit, die wir durch nichts provocirt zu haben uns bewußt sind, uns mit dem tiefsten Unwillen erfüllt, und daß wir überzeugt sind, allenthalben in Deutschland, wo man die Verhältnisse und den Hergang unparteiisch ins Auge zu fassen vermöge, werde derselbe getheilt werden; so gestehen wir doch, daß es noch einen Standpunkt gibt, von dem aus die Betrachtung diesen Vorfall uns und allen deutschen Patrioten als eines der beklagenswerthesten Ereignisse der Gegenwart erscheinen lassen muß.

Es ist von den Thronen herab gesprochen worden, daß eine ernste, eine sehr ernste Zeit für unseren Welttheil sich vorbereite, vielleicht schon heringetreten sei. Erwartungsvolle Spannung geht von einem Ende Europas zum andern — und mancher, der die Tritte der kommenden Zeit belauschen wollte, und sein Ohr an die Erde gelegt hat, ist, wie vor einem fernen, tief unter dem Boden des Welttheils grollenden, unterirdischen Gewitter erschrocken und bleich emporgesfahren! In solchen Momenten der Geschichte hebt sich der Geist der Völker — von der Bedeutung des verhängnißvollen Augenblicks ergriffen, adelt sich ihr Sinn — das Verwandte, das durch die Hand Gottes und der Geschichte zusammengefügt sucht sich inniger, scharrt sich fester zusammen, um wie Ein Mann dem Schicksal zu stehen. Es sind diese Sonnenblicke in dem Leben der Völker, und Zeitgenossen und Nachwelt werden von ihrer heiligen Schönheit ergriffen und gehoben. Wer wollte es läugnen, daß Deutschland einen dieser großen Momente in der Gegenwart lebt? Niemals war die patriotische Gesinnung stärker, das Anschließen der Einzelnen an das Ganze inniger, die brüderliche Eintracht unter den verwandten Stämmen größer, rührender. — Was auch kommen möchte, so dachten wir, nicht Unwürdige wird das Schicksal überraschen! Ach! und gerade in dieser Zeit in dieser heget-

sternenden Frühlingstunde des einzigen, gehobenen Volksgeistes bereitet eine deutsche Regierung gegen den Nachbar eine Unternehmung vor, die, auf die Zerstörung der Wechsfahrt desselben berechnet, die Fackel der Zwietracht zwischen Stämme schleudern könnte, die sich gegenseitig zu achten und zu lieben bestimmt sind. Dies, wir gestehen es, erscheint uns als die trübste, schwärzeste Seite des unglückseligen Ereignisses — das wir um Alles gern aus unserer Geschichte hinwegwünschen möchten. — Mit den in die Fluthen des Rheins dumpf hinabrollenden Steinhäufen ist der schöne Traum einer gehobenen, alles Kleinliche vergessenden, alle Stämme Deutschlands brüderlich umfassenden, des großen Momentes einzig würdigen Gesinnung für immer begraben worden.

Doch, liebe Nachbarn, auch der Beste hienieden hat Augenblicke, wo er schwach ist und sich vergessen kann; ist ja doch das glorreiche Gestirn des Tages, die Sonne und das Leben unserer Welt, nicht frei von dunklen Flecken, die zuweilen über sein Angesicht ziehen! Wenn aber wohl unter Guten für eine kurze Zeit Mißverständnis und Spannung eintreten kann, so überwindet doch bald wieder der bessere Zug ihres Herzens das selbstische Wesen, und mit nur um so innigerer Wärme reichen sie sich einander die Hand zur Versöhnung — denn, wie der Dichter sagt:

Schneller noch, als Letzes Flutken,
Um der Todten stilles Haus,
Löset der Liebe Kelch den Guten
Jedes Fehls Erinnerung aus

Es soll daher, wiewohl ihr uns sehr wehe gethan habt, doch kein Groll gegen Euch in unserer Brust bestehen bleiben, und von dem Augenblick an, wo die grüne Welle des Alpensohnes durch keinen feindseligen Damm mehr zurückgehalten sein wird, sich mit dem minder reifen Wasser des Mainstroms, das an unserem Ufer träger vorüberzieht, zu mischen und ihm rascheres Leben zu verleihen, soll, liebe Nachbarn, Alles vergeben und vergessen sein. Aber sorgt nun auch dafür, daß eure Steine gewissenhaft bis auf den letzten wieder aus dem Schooße der Tiefe heraufgeholt werden; und daß Ihr damit fertig werdet, ehe der Frühling unsere gemeinschaftlichen Ufer, den herrlichsten Garten Gottes auf weiter Erde, mit

seinen zauberhaften Decorationen geschmückt haben wird. Wenn dann in dem deutschen Bel Riguado, — wie ein enthusiastischer Frankfurter unseren schönen Schlossgarten genannt hat — Alles wieder grünt und blüht und Leben und Lust haucht, dann versäumt doch ja nicht, liebe Nachbarn, die leichte Gondel zu besteigen und von den spielenden, vom Golde der geneigten Sonne blühenden Wellen Euch zu uns herübertragen zu lassen, um unter den herrlichen Baumgruppen und all dem Glanz der Blüten und Düfte und Nachtigallenlieder Euch einen recht frohen Abend zu machen. Vielleicht fällt dann Einem oder dem Andern, wenn er über die verhängnißvolle Schwelle des ersten Märztes schwimmt, das schöne Wort des Genfer Enthusiasten ein:

„Alles ist gut, wie es aus der Hand Gottes hervorgegangen ist; nur der Mensch verschlechtert die Natur“ — und er macht darüber für sich seine Betrachtungen.

Und nun Gott befohlen, liebe Jenseitige, und rührt Euch ein wenig!

Nachschrift. Das vorstehende Sendschreiben war schon abgefaßt, als die Großherzoglich-Hessische Zeitung eine quasi-officielle Erklärung über das Factum brachte, das uns seit seiner Erscheinung so sehr in Unruhe versetzen mußte. Mit einer wahren Satisfaction ersahen wir aus diesem Actenstücke, wie richtig unsere Ansichten über die obschwebende Sache mit Hinsicht auf die rechtliche Beurtheilung derselben waren. Findet doch das Darmstädter Actenstück vor Allem nöthig, auf das Feierlichste zu erklären, daß die Großherzoglich-Hessische Regierung, als eine deutsche, nie hätte daran denken können, Dieblich die freie Schifffahrt auf dem Rheine zu verkümmern, fernermal solches gegen Bundesrecht und beschworne Verträge verstoße; daß sie vielmehr nur die Absicht gehabt habe, einen nothwendig gewordenen Uferbau an der Petersau vorzunehmen — und daß die ganze Sache eigentlich nichts weiter gewesen sei, als ein vorläufiges an Ort und Stelle bringen der Materialien, mit denen nachher hätte gebaut werden sollen, nachdem man sich mit der Herzoglich Nassauischen Regierung in Rapport gesetzt hätte. Es scheint nun, daß die ausgeladenen Steine sich etwas zu sehr in die Länge, statt in die Breite auszudehnten und daß dadurch, ganz gegen die Absicht der Großherzoglich-Hessischen Re-

gierung, eine momentane Sperrung des Rheines zu Wege gebracht wurde. Die Sache ist mir um so erklärlicher, als man täglich Gelegenheit hat, beim Abladen von Steinen wahrzunehmen, wie, beim Aufschwippen der Behälter die Steine oft weiter fortrollen, als der Ablader es wünschen konnte. Nimmt man noch vollends die Dunkelheit der Nacht hinzu, so wird man ganz hell sehen. Indem wir nun aber uns durch unser Gewissen für gebunden erachten, alles und jedes, was wie leifester und entferntester Tadel gegen die Großherzoglich-Hessische Regierung in vorstehenden Zeilen, als auf irrigen Voraussetzungen ruhend, enthalten sein möchte, hiermit zurückzunehmen und der Großherzoglich-Hessischen Regierung die vollständigste Ehrenerklärung zu thun — hoffen wir auch von der andern Seite die nämliche milde Beurtheilung zu erfahren. — Denn da die Steine stumm waren und uns über ihre eigentliche Bestimmung nicht aufklären konnten, die Großherzoglich-Hessische Regierung aber im Anfang uns eben so wenig aufzuklären für gut fand, so mußten wir leider, da wir uns nicht rühmen können, eine besondere Divinationsgabe zu besitzen, unfreiwillig in Irthum verfallen; denn wie das Factum vorlag, war Tausend gegen Eins zu wetten, daß von hundert Beurtheilern nicht ein einziger anders würde geurtheilt haben. — Auch hatten wir seither von den Großherzoglich-Hessischen Baumeistern eine viel zu gute Meinung, als daß wir hätten auf die Vermuthung gerathen können, die fragliche Sperrung des Rheins möge etwas anders sein, als das, wofür man sie nothwendig nehmen mußte. Jetzt aber erscheint uns die ganze Sache nur als ein, freilich höchst beklagenswerther Mißgriff des technischen Personals, das, wahrscheinlich aus Künstler-Genialität, statt die Steine an der Petersau auszuladen, was wohlfeiler gewesen wäre, sie, — Gott weiß, aus welchen Gründen — mitten im Strome deponirte, vielleicht um hernach seine Kunst beim Herausholen der versenkten Blöcke in um so hellerem Licht leuchten zu lassen. Uns Andern, die wir keine Techniker sind, dünkt dies Verfahren freilich allzu kühn, als daß wir hoffen sollten, dasselbe werde die öffentliche Meinung der Nicht-Techniker für sich gewinnen können; — dieser vielmehr dürfte in Zukunft der Ausdruck: „Wasser in den Rhein tragen.“ der bekanntlich etwas Zweideu-

briges, Unnützes bezeichnet, mit dem neuen: »Steine in den Rhein abladen« als völlig synonym erscheinen. So wahr ist es, daß Alles in der Welt seine zwei Seiten hat, oft so verschieden wie Tag und Nacht, und wie Nord- und Südpol einander entgegengesetzt; und daß nur der, nach dem Ausdruck der Alten glücklich zu preisen ist, »qui didicit rerum cognoscere causas«.

